

Robert  
Schöpfung  
locher  
Eine  
Kindheit

Erzählungen ars vivendi

Robert Schopflocher bewegte sich zeit seines Schriftstellerlebens zwischen (mindestens) zwei Welten: der Welt seiner Kindheit, dem multikulturellen, alteuropäischen Fürth mit seiner reichen jüdischen Kulturlandschaft, und der Welt Südamerikas, die ihn aufnahm, nachdem er mit seiner Familie Deutschland verlassen musste. Sein Werk führt beeindruckend die große Tradition jüdisch-deutscher Erzählkunst fort und kreist immer wieder ebenso sensibel wie poetisch um die Kraft der Erinnerung. Eine literarische Entdeckungsreise zwischen Deutschland und Argentinien, zwischen Gestern und Heute.

Robert Schopflocher wurde 1923 in Fürth geboren. Aufgrund seines jüdischen Glaubens musste er mit seiner Familie 1937 aus Deutschland fliehen. In Argentinien arbeitete er nach seinem Agronomiestudium als Verwalter diverser Baron-Hirsch-Siedlungen und ging 1951 nach Buenos Aires, wo er in die väterliche Firma eintrat und unter anderem Sachbücher zu landwirtschaftlichen Themen verfasste. In den Achtzigerjahren begann er belletristische Werke in spanischer Sprache zu schreiben. Ab den späten Neunzigerjahren veröffentlichte er Erzählungen, Novellen und Romane in seiner deutschen Muttersprache, zuletzt *Das Komplott zu Lima* (2015). 2008 wurde ihm der Jakob-Wassermann-Literaturpreis der Stadt Fürth verliehen. 2016 starb Schopflocher in Buenos Aires.

Robert Schopflocher  
Eine Kindheit

Erzählungen

Mit einem Nachwort von  
Dirk Niefanger und Gunnar Och

ars vivendi

Die »Edition moderne fränkische Klassiker« wird herausgegeben von  
Norbert Treuheit und Stefan Imhof

1. Auflage Januar 2018

© 2018 by ars vivendi verlag GmbH & Co. KG, Bauhof 1, 90556 Cadolzburg  
[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)

Umschlaggestaltung: Armin Stingl, Fürth

Druck: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier der Papierfabrik Schleipen.

Das eingesetzte Material stammt aus ökologisch und sozial  
verantwortungsvoller Forstwirtschaft.

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-742-1

# Eine Kindheit



# Inhalt

Eine Kindheit	9
Der Sitz der Seele	31
Einsamkeit	55
Wie Reb Froike die Welt rettete	69
Schach!	103
Geschichtsunterricht	117
Fernes Beben	137
Der Uhrmacher	166
Der Kanarienvogel	175
Der Caudillo	197
<i>Robert Schopflocher, der Erzähler – Ein Nachwort von Dirk Niefanger und Gunnar Och</i>	273
<i>Textnachweis und Dank</i>	288



*Mit der Veränderung der Persönlichkeit ändert sich auch die Qualität der Erinnerung.*

*Dieser Satz sollte am Anfang jedwelchen Erinnerungsberichtes stehen, aber gewiß am Anfang einer »Selbstdarstellung«, um Raum für kritische Reflexionen zu schaffen.*

Hans Keilson, »In der Fremde zuhause«

## Eine Kindheit

### *Autobiographische Skizzen*

Als Kind hatte es mir die Zauberwelt der Tropfsteinhöhlen in der Fränkischen Schweiz angetan: die Bing- und die Teufelhöhle, vor allem aber die Maximiliansgrotte. Die Stalaktiten und Stalagmiten glichen Orgelpfeifen und marmornen Skulpturen; die von den Karbidlampen angestrahlten Kavernen verwandelten sich in geheimnisvoll aufblitzende Schatzkammern. An gewissen Stellen blieb der Führer stehen, legte den Zeigefinger auf die Lippen und machte uns auf das leise Ticken der Wassertropfen aufmerksam oder auf das Rauschen eines unterirdischen Flusses. Es konnte geschehen, daß er sein Licht hinter einen der Steine hielt, der dann alabastern schimmerte. Und gelegentlich brachte er eine hohle Tropfsteinsäule durch einen behutsamen Schlag zum Klingen. Das Auftauchen erzschürfender Zwerge mit roten Zipfelmützen hätte mich kaum in Erstaunen versetzt.

Erstaunen dagegen rief das Erlebnis in mir hervor, das mich beeindruckte, als ich Jahrzehnte später noch einmal die Maximiliansgrotte besuchte. Inzwischen waren zahlreiche Städte in Schutt und Asche gesunken, Millionen Menschen waren dem von einer Verbrecherclique ausgelösten Mordrausch zum Opfer gefallen. Neue Staatsgebilde waren entstanden, alte waren von der Landkarte verschwunden, und der erste Mensch war auf dem Mond gelandet. Das Zeitalter der Antibiotika war angebrochen, das des Computers, der Gen- und Psychotechnik, der Atomphysik, der weltumspannenden Massenkommunikation. Und in der Tropfsteinhöhle, in die ich nun

als Erwachsener zurückkehrte, erzählte uns der Führer in der gleichen maulenden fränkischen Mundart die gleichen Geschichten, die damals, als ich als kleiner Bub an der Hand meines Vaters das glitschige Labyrinth dieser Unterwelt entlang getipelt war, sein längst verstorbener Kollege – sein Großvater womöglich – heruntergeleiert hatte. Vom Windloch war die Rede, wo oaner nei'g'folln wor, tog'lang wor der so dogleg'n mit zerdepperte Glieder. Und wie viele Jahre es braucht, bis so ein Tropfstein heranwächst. Der gleiche Tonfall, die gleiche Höhlenluft und das gleiche Flattern der Fledermäuse. Nur daß man jetzt elektrische Taschenlampen in der Hand hielt anstatt der Karbidfunzeln. Und daß ich mich nunmehr des öfteren bücken mußte, um mir den Kopf nicht zu stoßen.

Angesichts dieser Galerien und Stollen kam mir die Vielschichtigkeit unserer Existenz zum Bewußtsein. Tiefliegende Seelenflöze drängten an die Oberfläche; verschüttete Kindheitserinnerungen erwachten. Die Vergangenheit pflegt einen leichten Schlaf. Das sachte Klopfen an einer Tropfsteinsäule etwa, das Herunterleiern eines längst vergessen geglaubten Spruchs im vertrauten Heimatdialekt – und schon richtet sie sich auf, die Vergangenheit, und bahnt sich den Weg in die Gegenwart, wird zur Gegenwart. Durch fragwürdige Gedächtnismanipulation gefilterte Geschichte, gefärbt vom Heute und von der im Laufe des Lebens erworbenen Erfahrung: eine nur noch unscharf erfassbare, jedoch stets ausbruchsbereite Vergangenheit.

Während ich die Augen schließe, regen sich die ersten Kindheitseindrücke: der süßliche Geruch des blühenden Flieders, der säuerliche Mief der Bierwirtschaften, die faulige Würze der frisch gedüngten Felder auf dem Weg nach Poppenreuth. Und die Gaumenfreuden der Laugenbrezeln, der Milchweck'n und Mohnbrötle, der Dampfnudeln mit Hiftmark, des Bitzelwassers mit Zitronengeschmack, des Ochsenmaulsalats. Und die Laute: das Bimmeln und Gequietsch der »Elektrischen«, die Kinderlieder, das im Chor skandierete kleine Einmaleins in der Schule. Hauffs Märchen, die Fürther Spielvereinigung und die Schwabsche Fassung der Heldensagen. Die Kopfhörerradios

tauchen aus dem Museum meiner Erinnerung auf, das »Panoptikum« im Ludwigsbahnhof mit seinen stereoskopischen Aufnahmen, und der Laternenmann, der abends die gasbetriebene Straßenbeleuchtung anzündet. Es war die Zeit des Rodelns, des Schlittschuhlaufens auf dem zugefrorenen Kanal, der Kärwah mit Brathering, Krachmandeln und dem Billigen Jakob, dem Sonntagsausflug zur Alten Veste ...

Ich vergolde sie nicht, die Vergangenheit. Ein Grund zur Nostalgie liegt nicht vor. Die Kinder konnten damals noch an Halsbräune oder an Lungenentzündung sterben; eine Krebsdiagnose kam einem Todesurteil gleich. Die Kriegsversehrten schleppten sich auf Krücken durch die Straßen, und die Arbeitslosen schellten an der Haustür, um sich einen Teller warmer Suppe zu erbetteln. Das Wissen um Tod, Geldnot und Geschlecht wurde uns Kindern vorenthalten. Wir sammelten Briefmarken und Zigarettenbilder, wir spielten mit dem auf Billionen lautenden Notgeld, jenem von der Inflation hinterlassenen Strandgut. Und während immer mehr Hakenkreuzfahnen blutrot an den Häusern hingen, während die ersten Kolonnen der Braunhemden und die letzten Sozialisten aufmarschierten, tuschelte man zu Hause von der Wirtschaftskrise, von Nazis, Kommunisten und von Notverordnungen.

Wie stark die Kindheitseindrücke in mir verankert sind, erlebte ich, als ich im Jahre 1961 zum ersten Mal nach der ein Vierteljahrhundert zuvor erzwungenen Auswanderung nach Fürth zurückkam. Ich schlenderte durch die kopfsteingepflasterten Gassen der Altstadt, vorbei an den Häuserfassaden aus der Gründerzeit, vorbei an unserer früheren Wohnung, vorbei an der »Mai-Schule« und am Gymnasium. Ich ging im Stadtpark spazieren, auf dessen Bänken ich als Neunjähriger Karl May gelesen hatte. Am Rand der Gänswies'n lief ich entlang, ließ aus der Ferne die unveränderte Silhouette der Stadt mit dem florentinischen Rathausturm auf mich wirken; betrachtete noch einmal den Zentaurenbrunnen und den Platz der Freiheit, den man früher den Fürther Plärren genannt hatte. Gewiß: die Proportionen hatten sich verschoben; die Stadt bot sich meinem Blick grauer und enger dar als das Fürth meiner Erinnerung, die Luft roch irgendwie

anders. Doch gelang es der handgreiflichen Wirklichkeit nicht, das Traumbild jener Heimatstadt zu verdrängen, das ich in mir herumtrage. Die in meinem Gedächtnis verankerten Gebäude erwiesen sich als dauerhafter als die aus Stein und Mörtel errichteten: Kaum hatte ich das Nachkriegs-Fürth hinter mir gelassen, da erhob sich meine Stadt wieder; war, wie ich sie mir als kleines Kind erträumt hatte, als noch die Synagogen auf dem »Schulhof« standen und die Eisbude auf dem Weg nach Dambach.

Natürlich bestand die Heimat meiner Kindheit nicht nur aus Straßen, Denkmälern und Anlagen. Ich gehörte einer Gemeinschaft an, bildete von klein auf einen Bestandteil derselben – das winzige Rädchen eines unsichtbaren Uhrwerks. Da war der erste Schultag mit der großen Schultüte, da war der wetteranzeigende Laubfrosch im Einmachglas, der erste Märklin-Baukasten. Der Herr Lehrer erzählte uns vom Weltkrieg, den er miterlebt hatte, und vom französischen Erbfeind; von Bismarck, dem eisernen Kanzler, und vom Schwedentrunk im Dreißigjährigen Krieg. Dessen Schrecken brachte er uns genauso eindringlich nahe wie das Trommelfeuer, dem er im Schützengraben ausgesetzt gewesen war, oder die siegreiche Schlacht von Tannenberg. Man erinnert sich: »Viel Feind, viel Ehr« auf dem Sockel des Kaiserdenkmals, und der »greise Generalfeldmarschall« in der UFA-*Wochenschau*. Und dann die Heimatsprache, der Fürther Dialekt! Längst kam er mir abhanden, aber sobald seine Laute an mein Ohr dringen, wird's mir warm ums Herz. Und dies, obwohl ich weiß, daß sich auch die Mörder meines Volkes seiner bedient haben.

»Das Vaterland kann man verlieren«, schrieb Klaus Mann aus dem Pariser Exil, »aber die Muttersprache ist der unverlierbare Besitz, die Heimat der Heimatlosen.« Am eigenen Leib erfuhr ich es, erfahre es noch immer – seit Jahrzehnten schreibe ich Novellen und Romane in Spanisch, erscrieb mir sogar Auszeichnungen vom argentinischen Schriftstellerverband und von der Stadtverwaltung Buenos Aires', aber wenn man die Ohren spitzt, vernimmt man hinter jener zweiten, in der Emigration erworbenen Sprache immer noch die Melodie der Muttersprache, diesen »unverlierbaren Besitz«. Und sobald sich ein

allgemein gehaltener Begriff aus dem Abstrakten in meinem Kopf in ein konkretes Bild verwandelt, kleidet sich dieses Bild in ein solches, das mit der Sprache meiner Kindheit verschmolzen ist. Ein »Baum« kann zum »árbol« werden, aber auf der Vorstellungsbühne meines Gehirns materialisiert sich kein »Ombú« der Pampa, sondern die längst gefällte Dorflinde Rannas in der Fränkischen Schweiz. Beim Wort »Lehrer« taucht hinter dem »maestro« automatisch Herr Weissensee auf, der vor fast siebzig Jahren mein Klassenlehrer in der Fürther Volksschule gewesen war, und beim Lösungswort »Palast« erscheint eine der Jugendstilvillen Fürths vor meinem geistigen Auge, freilich um etliches prächtiger ausgestattet, als sie es je gewesen ist. Und wenn mein Deutsch etwas befremdlich wirkt, »insular«, wie es Siegfried Lenz einmal nannte, so liegt dies an der Überlagerung der einzelnen Sprachsedimente, an denen sich die Geschichte meines Lebens ablesen läßt wie die Klimaschwankungen an den Jahresringen der Baumstämme. Und es liegt wohl auch an der verschiedenartigen Entwicklung Ihrer und meiner Sprache, die, vom gleichen Punkt ausgehend, im Laufe der fast siebzig Jahre, die ich nun in der Sprachfremde lebe, auseinanderstreben. Und an den gewandelten Begriffen liegt es, die sich hinter gleichlautenden Worten verbergen. Begriffe, die verschiedenartige, uns trennende Erfahrungswelten beherbergen.

Zurück zu den Kollektiv-Erinnerungen, an denen ich teil hatte: Zu diesen kamen die persönlichen Erfahrungen: die Ausflüge mit den Eltern in die Fränkische Schweiz, wo sich – in Ranna – die väterliche Fabrik befand; und wo wir in den umliegenden Wäldern – versteckt zwischen Farnkraut und Schachtelhalm, diesen Zeugen urzeitlicher Vegetation – Steinpilze, Pfifferlinge, Morcheln, Schwarz- und Preiselbeeren und gelegentlich Versteinerungen längst ausgestorbener Mollusken fanden. Und wo mir mein Vater aus Baumrinden Schiffchen schnitzte. Die Ankunft des Brüderchens, die ersten Zweifel an der Autorität der Eltern, die mir zugefügten kleinen Ungerechtigkeiten, echte und eingebildete; die Spannungen in der Familie, die Masern bei verdunkeltem Zimmer, die Erkrankung des kleinen Bruders auf

Leben und Tod – eine doppelseitige Lungenentzündung, wie man angsterfüllt raunte –, Kinderfreundschaften, Spiele, Basteleien, der Tod des Großvaters. Die Entdeckung der Welt, verklärt vom »Schleier der Amnesie«, durch den wir laut Freud die schmerzvollen Kindheitstraumata unschädlich machen.

Die Versuchung liegt nahe, die heimlichen Schrecken aufzuzeigen, die unserer sich harmlos gebärdenden Kindheit innewohnen. Damit aber würde ich das Weltbild verfälschen, das sich mir und meinesgleichen damals bot. Selbst die sensibelsten Kinder meiner Generation ahnten nichts vom latenten Grauen, das zum Beispiel hinter dem Struwwelpeter, hinter Max und Moritz, den Grimmschen Märchen oder den »pädagogischen« Gruselmärchen lauerte. Dem von der aus dem Grab herauswachsenden Hand des verstorbenen Kindes im tränennassen Totenhemdchen etwa, zur Strafe, weil es diese Hand gegen die Mutter erhoben hatte. Oder die Angst vor Schmerz und Schande, die vom »Rohrstöckle« ausging, das, nicht viel anders als Griffel und Schiefertafel, zum Instrumentarium des deutschen Lehrbetriebs gehörte. Welches Kind meiner Generation hat die auf die offen hingehaltene Hand niedersausenden »Tatzen« und das schmerz- und schamverzerrte Gesicht der Kameraden vergessen, die, mit strammgezogener Hose, vor der gesamten Klasse auf der Bank in der ersten Reihe »übergelegt« wurden?

Die Geschichte der Menschheit ist immer durch die Brille gefärbt, durch die man sie betrachtet. Es ist nicht das Gleiche, ob man, um ein Beispiel zu nennen, die Kolonisierung Amerikas mit den Augen eines Indianers oder mit denen eines spanischen Konquistadors sieht. Zudem wissen wir heute, daß es mit der »glücklichen Kindheit« nicht allzu weit her ist. Und daß wir alle mit unseren Privat-Gespens tern auskommen müssen, die uns ein Leben lang verfolgen.

Als sich meine Welt erweiterte, wurde mir nach und nach bewußt, daß ich nicht nur ein Fürther Kind war, sondern auch ein jüdisches Kind. Ich kann nicht behaupten, daß es eine schmerzliche Erfahrung war, die da in Form eines durchaus natürlichen Lernprozesses auf mich

einströmte. Sie erzeugte anfänglich – zumindest bis zum Jahre 1929, in dem ich in die Schule kam – kein Gefühl des Andersseins oder der Absonderung von der nichtjüdischen Bevölkerung. Sie drang damals auch noch nicht feindlich von außen her auf mich ein. Vielmehr war sie durch die eher positiven Eindrücke geprägt, die der eigene Kreis ausstrahlte. Durch den Jugendgottesdienst in der Synagoge etwa. Durch Familienfeste, wie den Sederabend: die Pessachzeremonie im Hause eines Onkels meines Vaters, um den Auszug der Kinder Israels aus Ägypten zu feiern. Oder durch das Entzünden der Chanukkalichter – nach dem Tod meines Großvaters gelegentlich unschuldig säkularisiert mit der Bescherung unter einem geschmückten Tannenbaum verbunden, für die man später spaßeshalber die Wortkombination »Weihnukka« erfand. Durch Blicke, Gesten, hingeworfene Bemerkungen. Rückblickend und mit den Vorbehalten ausgestattet, die mir die Shoah auferlegt, scheint mir, als haftete dem Zusammenleben zwischen Juden und Christen meiner Heimatstadt etwas Behäbiges an. Eine doppelbödiges Gemütlichkeit womöglich, in der die wachsende antisemitische Stimmung der Bevölkerung verdrängt wurde. In den Kreisen des liberalen Bildungsbürgertums, zu dem ich meine Familie wohl zählen darf, verkehrte man miteinander. Meine Eltern hatten nichtjüdische Freunde, auch wenn der jüdische Anteil – meist weitläufige Verwandte oder frühere Schulkameraden meines Vaters – überwog. Natürlich blieb ein Jude Jude und ein Christ war Christ, aber die Religion hatte für alle ihre zentrale Bedeutung eingebüßt. Man war Kaufmann oder Arzt, Schneider oder Versicherungsagent, Mann oder Frau, Musikliebhaber, Naturfreund, Student, Rentner. Und außerdem, gleichzeitig, war man eben auch Jude, Protestant oder Katholik. Soweit ich es im Nachhinein beurteilen kann, kamen in den Kreisen, in denen wir uns bewegten, Begriffe wie »Arier« oder »Nicht-Arier« nicht vor. Freilich: zu den völkisch Gesinnten unterhielten wir keine gesellschaftlichen Beziehungen. In der aktiven Freimaurerloge herrschte Toleranz. Mehrere Vorstandsmitglieder der Jüdischen Gemeinde waren geachtete Mitglieder der 1803 gegründeten Loge, in der seit 1848 Juden zugelassen waren. In den Jahren meiner Kindheit

stellten sie etwa vierzig Prozent ihrer Mitgliedschaft. Gemeinsame Erinnerungen an Schule und Militärdienst, an Krieg und Inflation verbanden die Bürger der Generation meines Vaters. Die Andern, die »Sieg Heil!« brüllenden Volksmassen? Es scheint mir, als hätten die meine Kindheit begleitenden Erwachsenen die heranrollende Lawine der Gewalt lediglich als ein weit entferntes Naturereignis empfunden und, trotz der Nürnberger Parteitage, nicht als eine Gefahr vor der Haustür. Hatte nicht noch Anfang der dreißiger Jahre Lion Feuchtwanger eine messerscharfe Analyse der politischen Situation Deutschlands von sich gegeben und die sich abzeichnende Entwicklung vorausgesagt? Und ging hin und baute sich eine Villa im Grunewald! ... Man nahm Teil am regen kulturellen Leben, dem man sich zugehörig fühlte. Man interessierte sich für Musik, Bücher und Theater, besuchte und hielt Vorträge und unternahm gemeinsame Ausflüge.

Indem die evangelische Schneiderin meine verblüffte Mutter fragte, ob sie für das Futter eines in Auftrag gegebenen Kleides einen »Mischstoff« benutzen dürfe, bewies sie, daß sie sich in den jüdischen Gebräuchen besser auskannte als ihre aus der Pfalz stammende jüdische Kundin. Die wußte nicht, daß orthodoxe Juden auf Grund einer Auslegung der Thorabestimmungen kein Kleidungsstück tragen dürfen, dessen Stoff aus Garnen unterschiedlicher Provenienz stammt, zum Beispiel aus einem Gemisch von Wolle und Baumwolle oder Leinen. Und am Jom Kippur, dem Versöhnungstag, den die Juden fastend im Gebet verbringen, pflegte der Wirt des in der Nähe der Hauptsynagoge befindlichen Restaurants seine den Gottesdienst schwänzenden Stammkunden laut und vernehmlich aufzufordern: »Die Herrn, die woas heit fast'n, schpeis'n im ersch'tn Schtock.«

Einmal pro Woche verabreichte man uns jüdischen Schülern Religionsunterricht im Rahmen des regulären Schulprogramms, der, genau wie der Unterricht der beiden christlichen Konfessionen, von der Kirchensteuer finanziert wurde. Dabei erwies sich, daß die Gewohnheiten unserer liberalen Elternhäuser, in denen man weder die koschere Küche pflegte noch den Schabbat hielt, von den Lehren abwichen, die uns der gute alte Kantor Gutmann und später der Kantor Adler beizubringen

trachteten. Dagegen gingen die Kinder orthodoxer Juden ohnehin in andere Schulen und genossen einen weit intensiveren Religionsunterricht. Unser Volksschullehrer führte seine Klasse – es muß im Jahr 1931 oder 1932 gewesen sein – nicht nur zur Gackelesquell'n und auf die Alte Veste, sondern zeigte ihr auch – ich weiß nicht, ob auf eigene Initiative oder weil ihm sein Programm dies vorschrieb – die Kirchen und die Hauptsynagoge. Dieses 1616 erbaute, 1831 und 1863 renovierte Gotteshaus wurde von meinem Vater, der im Grunde ein Freidenker war, zu den Hohen Feiertagen mit dem Zylinderhut auf dem Kopf aufgesucht. Dort hörte er sich die Predigt des Rabbiners Doktor Siegfried Behrens an, der dann im Jahr 1945 zusammen mit seiner Frau und seiner jüngeren Tochter in Izbica ermordet wurde. Aber so etwas hielt man damals noch nicht für möglich.

Den Zeichen der Verbundenheit der Juden mit ihrer Stadt, von der es im Volksmund hieß: »In Färth, do hot's viel Jud'n und viel Wärt«, begegnete man auf Schritt und Tritt. So wohnten wir in der Königswarterstraße, ich erblickte das Licht der Welt im Nathanstift, es gab eine Krautheimer-Krippe, und meine Mutter sang bei kulturellen Veranstaltungen im Berolzheimerianum. Das Gerücht, es sei dem Einfluß der Fürther Juden zu verdanken, daß Fürth, im Gegensatz zur Nachbarstadt Nürnberg, vom Luftbombardement der Alliierten verschont blieb, ist allerdings unbegründet. Doch beweist es die ihnen zugetraute Heimatverbundenheit, auch wenn der ihnen zugeschriebene Einfluß auf das Weltgeschehen nur im Volksmythos bestand.

Mein Vater sprach gern davon, daß im Dreißigjährigen Krieg nur zwei öffentliche Gebäude die Brandschatzung der Kroaten überstanden hatten: die Michaeliskirche nämlich und die Hauptsynagoge. Er war stolz auf die Geschichte der jüdischen Gemeinde Fürth, die im Jahre 1582 bereits zweihundert Mitglieder und 1890 – dem Jahr seiner Geburt – bei sechstausend Katholiken und knapp dreißigtausend Protestanten cirka dreitausendfünfhundert Juden, also rund zehn Prozent der Bevölkerung umfaßte. Und ich frage mich, ob dieses Zusammenspiel klassisch-deutscher und jüdischer Überlieferung vielleicht nicht nur in ihm, sondern auch noch in mir und in vielen deutschen Juden

seiner und meiner Generation eine schöpferische Spannung erzeugte, wie dies etwa der aus Fürth stammende Schriftsteller Jakob Wassermann bezeugt. Ein ganz besonderes Lebensgefühl, das erst durch die Verbrechen der Nazis in Frage gestellt wurde.

So viel also zum Verhältnis zwischen jüdischen und nichtjüdischen Bürgern. Aber die Juden Deutschlands bildeten keineswegs einen kompakten Block, wie dies Außenstehende so oft vermuten – ein Irrglaube, der sich genauso hartnäckig aufrecht erhält wie die schon angedeutete Mär von der »Allmacht Judas«, obgleich doch das Unvermögen der Juden, die mörderische Shoah abzuwenden, das Gegenteil beweist. Natürlich gab es bei den Juden nicht weniger soziale Unterschiede als bei der restlichen Bevölkerung. Nicht alle waren reich, nicht alle waren Sanitäts-, Justiz- oder Kommerzienräte. Dazu kamen die bereits angedeuteten Differenzen zwischen den liberalen und den orthodoxen Juden – zwei gänzlich verschiedene Welten: die einen, den Blick auf das, wie sie glaubten, fortschrittliche Mitteleuropa gerichtet; die andern, Thoratreuen, die am Althergebrachten festhielten. Diese Entwicklung war oft auch Ausdruck eines Generationenkonflikts: mein Großvater etwa besuchte bis zu seinem Lebensende die orthodoxe »Klausschul«, mein Vater hingegen die liberale Hauptsynagoge.

Nicht nur die frühen positiven »Judenerfahrungen« stammen aus dem engen Familienkreis, sondern auch die ersten negativen Proben des Andersseins verdanke ich keinen feindlich gesinnten »Gojim«, sondern ebenfalls der Familie. Es gibt Erinnerungsfunken aus meinen ersten Lebensjahren, die in diese Richtung weisen. Die konsternierten Gesichter der Geschwister meiner Großmutter etwa, als ich Knirps, dazu aufgefordert, den alten Tanten etwas vorzusingen, das christliche *Vom Himmel hoch, da komm ich her* zum Besten gab, das ich gerade im Kindergarten gelernt hatte. Bis zum heutigen Tag weiß ich nicht, ob die großmütterliche Behauptung den Tatsachen entspricht, man hätte mit den in der Folterkammer auf der Burg in Nürnberg ausgestellten eisernen Ruten die Juden geißelt, als sie Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus der Stadt vertrieben wurden. Mischehen wurden

von der Großelterngeneration im allgemeinen mißbilligt; dem Felix Mendelssohn Bartholdy und dem Heinrich Heine trug man die Taufe immer noch ein wenig nach. Und es ist bezeichnend, daß ein Onkel meines Vaters seine evangelische Freundin erst nach dem Tod seiner strenggläubigen Mutter heiratete.

Die auf deutscher humanistischer Bildung beruhende Geisteshaltung meines Vaters wird verständlich, wenn man bedenkt, daß er der ersten Generation deutscher Juden angehörte, die in die Atmosphäre der bürgerlichen und politischen Gleichberechtigung hineingeboren worden waren. Die Juden Bayerns hatten – auf dem Papier zumindest – im Jahr 1868 ihre Emanzipation erlangt; auch wenn erst 1881, also nur neun Jahre vor der Geburt meines Vaters, die letzten gesetzlichen Schranken gefallen waren. Daß dieser Zustand gerade zweiundfünfzig Jahre anhalten sollte, konnte damals niemand voraussehen. Für meinen Vater war es selbstverständlich, daß er Wahlrecht und Gewerbefreiheit genoß, daß er das Humanistische Gymnasium und sein Einjähriges bei der Kavallerie absolvieren durfte und sich niederlassen konnte, wo immer es ihm paßte – kurzum, daß er die gleichen Rechte und Pflichten besaß wie seine nichtjüdischen Mitbürger. Der sogenannte »deutsche Bürger jüdischen Glaubens« bemühte sich redlich, durch betont vaterländische Gesinnung der Umwelt zu zeigen, daß er der gewährten Gleichberechtigung würdig sei.

Meine Urgroßeltern hingegen hatten es noch durchaus in Ordnung gefunden, daß sie in ihrer Jugend fast in keiner Freien Reichsstadt wohnen durften. Was übrigens die Entstehung der Judengemeinden vor den Mauern jener Städte erklärt: Steppach, der Geburtsort meines Urgroßvaters Hirschmann, vor Augsburg; Schopfloch, der Marktflecken, aus dem der Großvater meines Großvaters stammte, vor Dinkelsbühl. Und – eben – Fürth vor den Toren Nürnbergs. Damit ein Jude tagsüber dort seinen Geschäften nachgehen konnte, mußte er sich die gebührenpflichtige Begleitung einer pensionsberechtigten »Juden-Mitgeherin« gefallen lassen. Die hatte aufzupassen, daß er vor Torschluß die Stadt wieder verließ. Noch im achtzehnten Jahrhundert

stand es dem Magistrat jeder Stadt, dem Fürsten eines jeden Landes frei, die Juden nach Gutdünken zu besteuern, sie zu enteignen oder aus seinem Machtbereich zu vertreiben. Zu Betteljuden degradiert, irrten die Geächteten dann mit ihren Frauen und Kindern auf den unsicheren Landstraßen Deutschlands umher. So sah sich die Fürther Gemeinde noch im Jahre 1671, im sich anbahnenden Aufklärungszeitalter also, veranlaßt, eine größere Anzahl Juden aufzunehmen, die man auf Betreiben der am Hofe Leopolds I. intrigierenden spanischen Jesuiten aus Wien gewiesen hatte, mit der Begründung, die Fehlgeburt der Kaiserin sei eine himmlische Strafe gewesen, ein Fingerzeig Gottes, weil man die Mörder des Heilands in Wien tolerierte.

Im fast zwei Jahrhunderte währenden Kampf der Juden Bayerns um ihre Emanzipation standen die Fürther Juden in vorderster Linie. Der erste jüdische Anwalt Bayerns (Grünsfeld, 1843), der erste jüdische Landtagsabgeordnete (David Morgenstern, 1849) und der erste jüdische Richter (Salomon Berolzheimer, 1863) stammen aus Fürth.

»Fürth«, schreibt Stefan Schwarz, »ist die Muttergemeinde der Juden Bayerns«. Denn: »Während man zwischen 1500 und 1550 die Juden aus ganz Bayern vertrieb, entstand in der freien Hofmark Fürth in allmählichem Wachstum eine israelitische Gemeinde, die ihre Existenz den Rivalitäten zwischen der markgräflichen, dompropstlichen und reichsstädtischen Obrigkeit in Ansbach, Bamberg und Nürnberg verdankte.« Die erste Zulassung im Zeitalter des Absolutismus erteilte der Markgraf von Ansbach im Jahre 1528: eine mit viel Geld erkaufte Gunst des Fürsten. Es würde den Rahmen dieser Ausführungen sprengen, die hochinteressante Geschichte der Fürther Jüdischen Gemeinde in allen Einzelheiten nachzuzeichnen. Allein die Schilderung der Machtkämpfe zwischen Marx Model, dem Hoffaktor des toleranten Bischofs von Bamberg, und Elkan Fränkel, dem des protestantischen Markgrafen von Ansbach, Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts würden einen abendfüllenden Vortrag erfordern.

Bereits zu jener Zeit unterhielt die Gemeinde mehrere Synagogen, einen Friedhof (für jede Bestattung war eine Sondersteuer zu entrichten), ein eigenes Spital und die berühmte Jeschiwah, die Talmud-



ISBN 978-3-86913-742-1



€ 22,00 [D]  
€ 22,90 [A]

9 783869 137421

[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)